

Die Gleichheit.

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen.

Herausgegeben von Emma Ihrer in Velten (Mark).

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post (eingetragen unter No. 2660) vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Inseratenpreis die zweispaltige Petitzeile 20 Pf.

Stuttgart
Mittwoch, den 4. April
1894.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Fr. Klara Ziegler (Eigener), Stuttgart, Rothbühl-Strasse 147, IV. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Zurlbach-Strasse 13.

Nachdruck ganzer Artikel nur mit Quellenangabe gestattet.

Die Gleichstellung der Frau mit dem Manne.

Immer neue Kräfte werden mobil gemacht zur Widerlegung der sozialdemokratischen Lehren, immer neue Kräfte aus allen Kreisen der Bourgeoisie. Der große Finanzpolitikus Eugen Richter hat Nachtreter gefunden unter den kleineren Politikastern, und neuerdings hat auch ein Schulmeister den Batel geschwungen, um der Sozialdemokratie eins auf die Finger zu klopfen. Sie lebt aber immer noch und gedeiht und lacht ihrer ohnmächtigen Gegner.

Doch das waren alles nur Plänkeleien. Jetzt aber wird das schwere Geschütz der Wissenschaft in die Gefechtslinie gefahren. Ein Freiburger Professor der Zoologie, Herr Heinrich Ernst Ziegler,* hat sich Bebel's Buch über die Frau vorgenommen und versucht nun die naturwissenschaftlichen Irrlehren, die er darin herausgeschmüffelt zu haben glaubt, mit Hilfe der Werke von Charles Darwin zu widerlegen.

Mit freudigem Gejauchze ist dieses Buch von der Bourgeois-Presse aller Schattirungen aufgenommen worden. Hat man es da doch schwarz auf weiß, auf die Autorität eines deutschen Professors Extraordinarius (außerordentlicher Professor) hin, daß die sozialdemokratischen Lehren nicht im Einklang stehen mit den Lehren der Naturwissenschaft. Schade nur für die Sache der Bourgeoisie, daß dieses Gejauchze nichts anderes beweist, als daß an Unwissenheit und kritischem Unvermögen jene Zeitungsschreiber noch tiefer stehen, als der Professor Extraordinarius. Als ein Kenner deutschen Professorenthums einmal über den Unterschied zwischen dem ordentlichen und dem außerordentlichen Professor befragt wurde, sagte er: „Der ordentliche Professor ist ein Mann, der nichts Außerordentliches weiß, der außerordentliche Professor ein Mann, der nichts Ordentliches weiß.“ Herr Heinrich Ernst Ziegler bekräftigt durch sein Buch die Richtigkeit dieses Satzes. Wir können in dieser Besprechung ihm nicht auf allen seinen Irrwegen nachgehen, greifen aber doch zur Kennzeichnung der Ziegler'schen Aferwischenschaft heraus, was er der Sozialdemokratie in Bezug auf die Gleichstellung der Frau in die Schuhe schiebt. Denn gerade diese Entdeckung des außerordentlichen Professors wurde von den Bourgeois-kritikern mit besonderem Wohlgefallen aufgegriffen und zu der Behauptung erweitert, die Sozialdemokraten beabsichtigten, alle geistigen Unterschiede zwischen den Menschen auszumerzen.

In dem Kapitel IV: „Die Gleichstellung der Frau“, giebt Herr Ziegler Folgendes als „sozialdemokratische Lehre“ aus:

„In den Vorzeiten des Menschengeschlechts war die Frau dem Manne gleich an Körpergröße und Körperkraft und gleich in Bezug auf das Denken und Fühlen, überhaupt in Bezug auf den ganzen Charakter. Die jetzt zwischen Mann und Frau in den genannten Beziehungen bestehenden Unterschiede rühren daher, daß die Frau seit Jahrtausenden vom Manne unterdrückt und in der Entwicklung ihrer Fähigkeiten gehemmt wurde. Man soll die Frau dem Manne politisch und sozial gleichstellen; dies ist naturgemäß; es wird auch die Folge haben, daß die Frau im Laufe der Zeit dem

* Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie, ihr Verhältnis dargelegt auf Grund der Werke von Darwin und Bebel. Von H. E. Ziegler. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1894.

Manne hinsichtlich der körperlichen und geistigen Fähigkeiten wieder gleichkommen wird, wie sie ihm ursprünglich gleich gewesen ist.“

Zur Widerlegung dieser von ihm selbst formulirten, aber der Sozialdemokratie unterschobenen Ansichten über die ursprüngliche, gegenwärtige und zukünftige Beschaffenheit der Frau, führt Ziegler einige naturgeschichtliche Thatsachen vor, die den Unterschied der Geschlechter bei allen möglichen Thierarten beweisen sollen. Als ob irgend Jemand diese Geschlechtsunterschiede bestreiten wollte! Keinem Sozialdemokraten fällt das ein, auch Bebel nicht.

Die Sozialdemokratie behauptet nicht, daß das Weib ursprünglich dem Manne an allen Körper- und Geisteskräften gleich gewesen sei. Mann und Weib sind ursprünglich ganz voneinander verschieden in mannigfachen körperlichen und geistigen Eigenschaften, und diese Unterschiede beschränken sich nicht auf die Geschlechtsfunktionen. Selbst die sogenannten nebensächlichen Sexual-Charaktere (Geschlechtsmerkmale), wie die Abweichungen im Haarwuchs zc., erschöpfen diesen Unterschied nicht; er liegt vielmehr begründet in der innersten Natur des weiblichen und des männlichen Organismus, und er wird sich stets geltend machen bei allen Lebensaufgaben, zu denen Weib und Mann in Beziehung treten. Auch die geistigen Aufgaben wird das Weib anders anpacken, als der Mann. Diese fundamentale Differenzierung (Unterschied) des Empfindens und Thuns von Mann und Weib ist aber keineswegs von Uebel, sie bedingt an sich eine Bereicherung des Lebensgehaltes der Menschheit.

Wenn wir also nicht behauptet haben, daß die ursprüngliche Wesensgleichheit der Geschlechter erst durch die wirtschaftliche Entwicklung aufgehoben worden sei, was denn?

Wir behaupten, daß die Gestaltung des Wirthschaftslebens, die das Weib zur rechtlosen Hausklavin des Mannes Jahrtausende lang gemacht hat, nothwendig zur Verkümmern ihrer Entwicklung, vorzugsweise ihrer geistigen Entwicklung führen mußte, so daß also, wenn auch der heutige zivilisirte Mann zu seiner Vollkraft gelangt, das Weib dennoch als Weib in ihrer Entwicklung zurückgeblieben ist. Nicht aber behaupten wir, daß das Weib ein verkümmertes Mann sei.

Nun meinen wir weiter, daß wenn den Frauen die gleiche Entwicklungsmöglichkeit gegeben wird wie den Männern, sie ohne Abschwächung ihres Geschlechtscharakters allmählich dahin kommen werden, Leistungen zu vollbringen, die denen der Männer gleichwerthig sind, gleichwerthig wohlverstanden, obgleich anders geartet. Wir wollen die Ausbildungsmöglichkeit den Mädchen genau so gewähren, wie den Knaben; wir wollen die rechtlichen Schranken niederreißen, die die Frauen gegenwärtig von der Ergreifung bestimmter Thätigkeiten abhalten. Ganz von selbst, ohne daß gewaltsam eingegriffen zu werden braucht, wird sich dann eine natürliche Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen herausbilden. Jedes Geschlecht wird sich vorzugsweise solchen Thätigkeiten zuwenden, für die seine Körper- und Geistesart es besonders geeignet machen. Diese Entwicklung und Bethätigungsfreiheit wird nicht nur den Frauen zu Gute kommen, sondern auch den Männern, denn beide Hälften der Menschheit haben darunter zu leiden, wenn die eine noch länger der künstlichen Verkümmern überantwortet bleibt. Auch auf diesem Gebiete also verfährt die Sozialdemokratie auf Grund ihrer Erkenntniß der natürlichen Bedingungen die höchsten Ideale der Menschheit.

Der deutsch-russische Handelsvertrag.

Endlich ist im Reichstage die Entscheidung gefallen über eine Frage, welche wie kaum eine zweite seit langen Monaten das öffentliche Interesse in Spannung und Erregung hielt, über die Frage des deutsch-russischen Handelsvertrags. Mit den verschiedensten Gründen wurde seit vorigem Sommer für und wider diesen Vertrag gestritten, wider ihn mit noch mehr Leidenschaft und Erbitterung als mit Gründen. Weshalb das? Bezweckte der deutsch-russische Handelsvertrag eine so tiefeinschneidende Aenderung unserer wirtschaftspolitischen Verhältnisse, daß diese Erregung und dieses Aufgebot von Leidenschaft gerechtfertigt erscheinen? Mit nichten. Der Vertrag sollte im Wesentlichen zwischen Deutschland und Rußland wieder die nämlichen wirtschaftspolitischen Beziehungen herstellen, welche zwischen beiden Mächten bestanden hatten vor Ausbruch des Zollkriegs im vorigen Jahre. Das forderten die Interessen der deutschen Industrie, welcher der russische Markt so gut wie gesperrt war, seitdem Rußland hohe Kampfzölle festgesetzt hatte. Der Vertrag sollte außerdem den Roggenzoll von 5 M. auf 3 M. 50 Pf. herabsetzen, d. h. auf den nämlichen Betrag, mit welchem der in Deutschland eingeführte Roggen anderer Länder verzollt wird. Das forderten die Interessen Rußlands, das auf die Ausfuhr von Getreide angewiesen ist, und welches in Deutschland einen Hauptabnehmer seines Roggens gehabt hatte. Das forderten aber auch die Interessen des deutschen Volks, für welches der Roggen das wichtigste Brotgetreide ausmacht. Der Handelsvertrag sollte also den deutschen Industrie-Erzeugnissen die russische, dem russischen Roggen die deutsche Grenze eröffnen.

Aber gerade der letztere Umstand verursachte die heftigsten Kämpfe gegen den Handelsvertrag. Er war nämlich nicht nach dem Geschmack der Herren Agrarier, derer von Ihenpliz und Köleritz, die da wähnen, daß die Gesamtheit des deutschen Volks ihnen tributpflichtig sei und sein Brotkorn theuer bezahlen müsse, damit sie und ihre blaublütigen Sprößlinge Riesensummen vergeuden können im Hazardspiel, in ekelhaften Orgien, mit Maitreffen, beim Wettrennen und anderen „noblen Passionen“. Eine Ermäßigung des Zolls auf russischen Roggen, und die Einnahmen der schnauzigen, nimmerfatten Großgrundbesitzer werden um ein Weniges sinken. Denn wenn der Zollsatz auf Roggen ein niedrigerer ist, so werden bei sonst gleichen Verhältnissen größere Mengen desselben eingeführt werden, und die steigende Einfuhr muß eine gewisse Verbilligung des Brotkorns zur Folge haben. Ob dieses um den ganzen Betrag des Zolls billiger werden wird, ist freilich eine andere Frage. Auf Grund der früher abgeschlossenen Handelsverträge mit Oesterreich, Rumänien und Serbien kommt bereits Roggen zu einem Zoll von 3 M. 50 Pf. ins Land, doch der Preis des Getreides auf dem Marke hängt noch von anderen Umständen ab, als vom Zoll. Aber jedenfalls wird die größere Zufuhr russischen Roggens zu niedrigerem Zollsatz als bisher eine gewisse Verbilligung des Roggenpreises bewirken. Die hochmögliche Sippe der Krautjunker wollte sich nun mit der durch den Handelsvertrag zu schaffenden Lage nicht abfinden. Und dies aus einem bestimmten Grunde. Die Aussicht auf die mögliche oder thatsächliche Verbilligung der Brotrucht schreckte die Großgrundbesitzer nicht so sehr, als der durch den russischen Handelsvertrag vollzogene entschiedene Bruch mit dem System der Hochschutzzölle, das seit 1879 in Deutschland geherrscht hat. Das Ideal der Agrarier ist der Hochschutzzoll auf landwirtschaftliche Erzeugnisse. Denn er erlaubt ihnen, dem deutschen Volk die Preise für landwirtschaftliche Erzeugnisse zu diktiren, ihm Brot, Mehl, Fleisch, Schmalz, Butter, Eier, Käse, kurz die nothwendigsten Bedarfsartikel zu vertheuern, um sich selbst die vollen Taschen noch mehr zu füllen. Der in den letzten Jahren auf dem russischen Getreide lastende hohe Zoll war ihnen gewissermaßen Brief und Siegel für den Fortbestand des Hochschutzzolls.

Allein die Interessen der deutschen Industrie und die Interessen der werththätigen Masse im Deutschen Reich stehen im Widerspruch zu der Aufrechterhaltung eines starren Systems von Hochschutzzöllen. Die deutsche Industrie braucht möglichst freien Zutritt zu den ausländischen Märkten; die werththätige Masse kann sich nicht durch einen Zollkrieg mit einem auswärtigen Staat ihre Arbeitsgelegenheiten verschlechtern lassen, sie braucht billiges Brotgetreide. Deshalb ist unter dem Drängen der Verhältnisse in den letzten Jahren von der chinesischen Mauer der deutschen Hochschutzzölle Stück um Stück abgebrockelt. Die Handelsverträge mit Oesterreich, Rumänien, Serbien und Spanien legten Brechen in sie. Der Handelsvertrag mit Rußland bedeutet einen weiteren — und zwar einen entscheidenden Schritt nach vorwärts auf der Bahn der Abschaffung der Hochschutzzölle. Er mußte deshalb die Galle der Agrarier so gewaltig erregen, ihr nächstliegender Zweck mußte es sein, ihn mit allen Mitteln zu bekämpfen. Und das haben auch die Herren mit großem Fleiß und heißem Be-

mühen gethan. Unter dem Motto des Bismarck'schen Ausspruchs: „Artige Kinder verlangen nichts, artige Kinder bekommen auch nichts“, entfalteten sie eine Agitation, die es an wüster Demagogie mit dem Antisemitismus aufnehmen kann. In allen Tonarten erklang das Klagelied Jeremia von der Nothlage der Landwirtschaft, d. h. von den kleinen Profiten der Konsumenten, landwirtschaftliche Arbeiter und Kleinbauern auspöndernden Großgrundbesitzer. Die patentirten Verteidiger des Throns und des Monarchen von Gottes Gnaden sagten der Regierung die Bundesgenossenschaft auf, bekämpften ihre Politik in heftigster Weise, drohten mit offener Rebellion und zogen die Person des Kaisers in den Streit. Die agrarische Agitation zerstörte gründlich den Mythos von der unerschütterlichen Vasallentreue des Krautjunkerthums der Monarchie und dem Monarchen gegenüber. Sie zerstörte aber auch das Märchen von der Solidarität der Interessen zwischen Großindustriellen und Großgrundbesitzern. Wohl vereinigen sich die Beiden gelegentlich zur Bekämpfung und Ausplünderung des Proletariats zu der einen reaktionären Masse. Aber eine jede der beiden Schichten hat ihre Sonderinteressen, die gelegentlich miteinander in Widerstreit gerathen, zu tieffressenden Familienzwistigkeiten innerhalb der Kapitalistenklasse führen und zu ihrer Schwächung dem Proletariat gegenüber beitragen.

Dies erwies sich auch in Betreff der Frage des Hochschutzzolls, bezw. der Frage des Handelsvertrags mit Rußland. Das 1879 inaugurierte System der Hochschutzzölle liegt im Interesse der Großgrundbesitzer, aber nicht in dem der Großindustriellen, die mit Ausnahme etlicher Eisenkönige keinen Nutzen aus ihm gezogen haben, sondern vielfach geschädigt worden sind.

In dem noch halbabsolutistischen Deutschland übt nun zwar das Krautjunkerthum einen sehr großen Einfluß auf den Gang des politischen Lebens aus, allein es ist nicht mehr allmächtig. Es vermochte Liebesgaben und Vergünstigungen aller Art auf Kosten der steuerzahlenden Masse zu erringen, es vermochte aber nicht, den Interessen der Industrie und der werththätigen Masse gegenüber das System des Hochschutzzolls auf die Dauer aufrecht zu erhalten. Allerdings war es nicht die das industrielle Kapital vertretende Bourgeoisie, welche im Vordertreffen des Kampfes stand und seine Entscheidung herbeiführte. In schwächlicher, zaghafter Weise trat das deutsche Bürgerthum für die Beseitigung des Hochschutzzolls ein, die ihre ureigensten Interessen forderten. Wie ganz anders energisch und kraftvoll führte da seiner Zeit die englische Bourgeoisie den Kampf für die Beseitigung des Kornzolls. Der Kampf um den russischen Handelsvertrag hat einen Beweis mehr dafür erbracht, wie schwächlich und kurzichtig das deutsche Großbürgerthum ist. Statt seiner hielten Kleinbürgerthum und Arbeiterklasse den Kampf und gaben den Ausschlag. Charakteristisch ist, daß man in dem einen wie dem anderen Lager mit der Sozialdemokratie rechnen mußte, d. h. mit dem politisch organisirten Theil des klassenbewußten Proletariats. Die Agrarier hätten ihren Widerstand gegen den Handelsvertrag gern bis zum Aeußersten fortgesetzt, aber sie fürchteten eine Reichstagsauflösung, weil diese nur der Sozialdemokratie zu gute gekommen wäre. Die Regierung hätte ihrerseits die widerspenstigen Junker zu Paaren getrieben, aber auch sie fürchtete aus dem nämlichen Grunde eine Reichstagsauflösung.

Der eigentliche Kampf um den russischen Handelsvertrag wurde nicht im Reichstag ausgefochten. Schon lange vor der Berathung der diesbezüglichen Regierungsvorlage waren in der Öffentlichkeit alle Gründe für und wider dieselbe geltend gemacht worden. Die Verhandlungen des Reichstags über den Vertrag entbehrten deshalb auch des tieferen Interesses. Weder seine Freunde noch seine Gegner konnten neue Erwägungen ins Feld führen. Die bekanntesten agrarischen Parlamentarier erschöpften sich vergeblich in dem Bemühen, die Nothwendigkeit und den Nutzen des Ausnahmestolls auf russischem Roggen nachzuweisen. Neu und überraschend war nur die Behauptung des Grafen Mirbach, Deutschland brauche nichts von Rußland außer Kaviar. Daß die Herren, anstatt sich mit der Ermäßigung des Zolls abzufinden, am liebsten noch eine Erhöhung desselben auf 6 Mark erbitteln hätten, entspricht nur der junkerlichen Begehrlichkeit, welche bis dato durch die Willfährigkeit der Regierung nur immer anspruchsvoller geworden ist. Uebrigens erklärten konservative Medner, daß sie eventuell den höheren Kornzoll fahren lassen wollten, wenn ihnen Entschädigungen dafür geboten würden. Als solche wollten sie vor Allem die Einführung der Silberwährung. Diese würde ihnen nämlich ermöglichen, ihre Schulden in dem minderwerthigen, aber künstlich zu hohem Kurs emporgeschraubten Silber zu zahlen und dabei fette Profite zu machen. Die Geschenke, welche die Regierung den zürnenden Ochsengrafen bot und die der Reichstag bewilligte — die Aufhebung der Staffeltarife und des Identitätsnachweises —, schienen den Herren geringwerthig. Doch war die Zurückweisung derselben nur leere Spiegelfechtereie, um größere Liebesgaben erschachern zu können. Die

Agrarier wissen ja ganz gut, daß zumal die Aufhebung des Identitätsnachweises recht hübsche Stümmchen in ihre Taschen fließen machen wird. Diese Aufhebung kommt einer sehr guten Ausfuhrprämie für Roggen z. gleich. Bis jetzt wurde für ausländische Erzeugnisse, die nicht in Deutschland verbraucht, sondern die von hier aus weiter transportiert wurden, der Betrag des erhobenen Zolls zurückvergütet, falls nachgewiesen werden konnte, daß die betreffenden Waaren tatsächlich vom Ausland her eingeführt worden waren. Nach Aufhebung des Identitätsnachweises soll für Getreide und Mehl, die man von Deutschland aus verfrachtet, der Zollbetrag ausgezahlt werden, ohne daß es des Nachweises über die ausländische Herkunft bedarf. Für jeden Doppelzentner Roggen z. B., der in Deutschland zur Verwendung nach dem Ausland gelangt, wird also vom Staat der angeblich entrichtete Zollbetrag von 8 Mk. 50 Pf. ausgezahlt. Die ostpreussischen Großgrundbesitzer werden natürlich die Gelegenheit benutzen, möglichst viel Getreide als „russisches“ und verzolltes nach dem Ausland zu senden. Sie säckeln dann die Vergütung des nicht gezahlten Zolls ein und bewirken außerdem durch starke Ausfuhr des Roggens einen Abfluß desselben von dem deutschen Markt und eine entsprechende Erhöhung des Roggenpreises. Die Zechen dafür zahlt die breite Masse, die durch ihre Steuern für die neue Liebesgabe aufkommen muß, und der das Brot verteuert wird.

Von den bürgerlichen Politikern traten besonders Richter und Hartmann im Namen der Freisinnigen und der süddeutschen Volkspartei energisch für den Handelsvertrag ein. Ersterer bekämpfte auch nachdrücklich die Aufhebung des Identitätsnachweises. Der Führer des Zentrums und der Führer der nationalliberalen Fraktion Drehscheibe erklärten sich zwar für den Vertrag, brachten es aber in einem politischen Giertanze fertig, demselben gegenüber „einerseits“ und „andererseits“ zu sein. Im Zentrum und bei den Nationalliberalen herrschte eben in der Frage keine Einmütigkeit, es wurde für und gegen den Handelsvertrag gestimmt. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion stimmte natürlich geschlossen für den Vertrag und gegen die Liebesgaben an die Agrarier. Die Abgeordneten Schulze und Schippel vertraten nachdrücklich und überzeugend den Standpunkt der Partei. Der Handelsvertrag wurde in zweiter Lesung mit einer Majorität von 200 gegen 146 Stimmen angenommen. Der Antrag der Konservativen auf Beibehaltung des Roggenzolls von 5 Mk. wurde mit 205 gegen 150 Stimmen abgelehnt. In der dritten Lesung erklärte sich die bisherige Majorität für den Handelsvertrag, der am 20. März unterzeichnet worden ist.

Auf manchen Seiten hat man an sein Zustandekommen überschwengliche Hoffnungen geknüpft. Man erwartet Wunder von seiner Wirkung, man preist ihn als den Ausgangspunkt einer neuen Ära des Aufschwungs der deutschen Industrie. Der Handelsvertrag, so jubelt man, wird Deutschland in Rußland einen so vorzüglichen Markt erschließen, daß flottester Geschäftsgang an Stelle des schleppenden tritt, daß die Arbeitslosigkeit mit einem Schlage verschwindet, daß in der deutschen Industrie ein großer Bedarf nach Arbeitskräften entsteht. Kurz man erwartet, daß der Handelsvertrag Zustände beseitigt, welche nicht in den wirtschaftspolitischen Beziehungen Deutschlands zu anderen Ländern begründet sind, sondern im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise selbst. Das heißt denn doch die Verhältnisse verkennen und die Bedeutung des russischen Handelsvertrags beträchtlich überschätzen. Die Krise, unter welcher jetzt die deutsche Industrie leidet, ist eine Folge der mit der kapitalistischen Produktionsweise untrennbar verbundenen Ueberproduktion. Der Zollkrieg mit Rußland hat sie verschärft, aber nicht verursacht. Gute wirtschaftspolitische Beziehungen mit Rußland können deshalb diese Krise nicht beseitigen, nur mildern. Daß auch dies für die Industrie und die in ihr frohndenden Arbeiter und Arbeiterinnen werthvoll ist, soll nicht bestritten werden, aber es liegt keinesfalls ein Grund vor, vor lauter Glückseligkeit den Kopf zu verlieren. Abgesehen davon, schafft der Handelsvertrag der deutschen Industrie nicht so ausnahmsweise glänzende Bedingungen, daß der russische Markt für sie zum Eldorado wird. Der Vertrag ermäßigt die Zölle auf gewisse deutsche Industrie-Erzeugnisse, für andere hat er sie gebunden, er erleichtert die Einfuhr mancher Waaren in Rußland, Alles in Allem schafft er für die deutsche Industrie die nämlichen Verhältnisse, wie sie vor dem Ausbruch des Zollkriegs mit Rußland bestanden haben. Im günstigsten Falle wird die deutsche Industrie in Folge des Handelsvertrags das gleiche Absatzgebiet für ihre Erzeugnisse wiederfinden, das sie vor der Abperrung des russischen Marktes durch Kampfzölle hatte. Im günstigsten Fall. Denn während des Zollkriegs ist die Industrie anderer europäischer Länder auf dem russischen Markt erschienen, und die deutsche Industrie muß mit ihr in Wettbewerb treten, ihr die eingenommenen Positionen streitig machen. Weiter hat die Kaufkraft des russischen Volks durch mehrere Jahre des Mißwachses und der Hungersnoth gelitten. Last

not least entwickelt sich in Rußland eine von der Regierung in jeder Weise begünstigte Industrie, welche das Moskowiterreich mehr und mehr von der Einfuhr des Auslands unabhängig macht, ja zum Theil — wie die Baumwollen-Industrie — schon mit dem Ausland konkurriert. Möglich ist allerdings, daß die deutsche Industrie im Anschluß an das Zustandekommen des Handelsvertrags eine jähe Belebung zeigt. Aber nicht in Folge einer gesunden, natürlichen Entwicklung des Wirtschaftslebens, vielmehr in Folge der kapitalistischen Spekulation. Einem eventuell schnellen und glänzenden Aufschwung der deutschen Industrie wird ebenso schnell der Rückschlag folgen.

Was die Wirkung des Handelsvertrags anbelangt bezüglich der Verbilligung der Lebenshaltung der Masse, so ist nicht zu vergessen, daß eben immer noch der beträchtliche Zoll von 3 Mk. 50 Pf. die Brotfrucht des armen Mannes belastet, und daß dieser Betrag noch um 50 Pf. höher ist, als der Schutz Zoll von 1887.

Hatte so etwa das werthtätige Volk keinen Grund, sein Wort zu Gunsten des Handelsvertrags in die Wagchale zu werfen? Im Gegentheil. Wenn der Handelsvertrag auch nicht Deutschland für die Arbeiter und Arbeiterinnen in ein Kanaan verwandelt, wo Milch und Honig fließt, so mildern seine Wirkungen doch in etwas den herrschenden Nothstand, so sind sie doch geeignet, einer Verschlechterung des Gangs der Industrie vorzubeugen, welche in Folge eines andauernden Zollkriegs mit Rußland eingetreten wäre. Das bewirkt aber, daß die eine oder andere Gruppe von Arbeitslosen wieder Beschäftigung findet, daß Tausende von Proletariern und Proletarierinnen in Brot und Lohn bleiben, welche andernfalls aufs Pflaster geworfen worden wären. Der Handelsvertrag schafft außerdem dadurch, daß er die Zölle für zehn Jahre festlegt, eine größere Sicherheit der industriellen Verhältnisse, mithin auch der Erwerbsverhältnisse der Arbeiter und Arbeiterinnen. Arbeitsgelegenheit und größere Sicherheit des Erwerbs bedeuten aber für die Angehörigen des Proletariats nicht nur bessere Lebensbedingungen, sondern auch die Möglichkeit, sich aufzuklären, sich zu organisieren, für ernste soziale Reformen zu kämpfen. Und angesichts des elenden Einkommens und der schweren Belastung der arbeitenden Masse durch Zölle und Steuern empfindet der kleine Mann die Verbilligung des Brotes angenehm, welche in Folge der Ermäßigung des Roggenzolls eintreten wird. Zufrieden geben kann er sich allerdings nicht eher, als bis jeder Zoll auf Brotgetreide, bis das ganze System der indirekten Besteuerung beseitigt worden ist.

Die werthtätige Masse nimmt deshalb den Handelsvertrag mit feinen Vortheilen kühl entgegen als eine selbstverständliche und sehr kleine Abschlagszahlung auf die durchgreifenden sozialpolitischen Maßregeln, die sie fordert und erringen muß, Maßregeln, die ihre Erwerbsverhältnisse verbessern und ihre Lasten erleichtern. „Der Appetit kommt beim Essen,“ sagt ein französisches Sprichwort. Je mehr Reformen in der einen oder andern Richtung das Proletariat der kapitalistischen Gesellschaft entreißt, um so energischer und erfolgreicher wird es für neue und größere Abschlagszahlungen kämpfen.

Arbeiterinnen-Bewegung.

— In der Zeit vom 25. Februar bis 25. März fanden öffentliche Versammlungen statt in: Altona, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Der 18. März“ (Genosse Frohme); Berlin, zehn große öffentliche Versammlungen für Männer und Frauen: „Die Bedeutung des 18. März“ (Genossen Bebel, Fischer, Gerich, Ledebour, Liebknecht, Dr. Eug. Wagner, Schippel, Wurm); große öffentliche Versammlung der Arbeiter und Arbeiterinnen von Siemens u. Halske: „Die Lohn- und Arbeitsverhältnisse bei der Firma Siemens u. Halske“ (Genosse Näther); Versammlung der Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen Berlins: „Arbeitslohn und Unternehmergewinn“ (Genosse Millarg); öffentliche Volksversammlung für Männer und Frauen: „Der Kampf ums Dasein“ (Genosse Hoffmann); öffentliche Versammlung aller in der Gold- und Silberindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Der Werth der internationalen Arbeitervereinigungen“ (Reichstagsabgeordneter Schmidt); öffentliche Versammlung aller in der Hutfabrikation beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Die Maisfeier“ (Genosse Adler); öffentliche Versammlung aller im Handelsgewerbe beschäftigten Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen: „Stellungnahme zum ersten Berufskongress in Halle a. S.“ (Genosse Mett); öffentliche Versammlung der Knopfarbeiter und Arbeiterinnen: „Zweck und Nutzen der Gewerkschaftsbewegung“ (Genosse Zahn); zwei öffentliche Versammlungen der Schneider und Schneiderinnen: „Der gegenwärtige Stand der Lohnbewegung“ (Genossen Läterow und Timm); öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Photographie und Verbrechen“ (Genosse Hermann Stüve); öffentliche Versammlung der Tabakarbeiter und Arbeiterinnen: „Die Lohnkürzungen der Berliner Zigarrenfabri-

lanten und der Ausschluß der Tabatarbeiter in Haynau"; öffentliche Versammlung aller im Bergolberggewerbe beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Der 1. Mai, und wie gedenken wir denselben zu feiern?“ (Genosse Näther); die Versammlung beschloß, am 1. Mai eine Vormittagsversammlung abzuhalten; öffentliche Versammlung der Arbeiter und Arbeiterinnen der mechanischen Schuhfabriken, „Stellungnahme zum 1. Mai“ (Genosse Zahn); die Versammlung beschloß, daß der 1. Mai von der Arbeiterschaft der Branche durch Ruhenslassen der Arbeit gefeiert werden soll; Versammlung für Männer und Frauen: „Unsere politische Lage“ (Reichstagsabgeordneter Robert Schmidt); öffentliche Versammlung der Korbmacher: „Die verderblichen Wirkungen der kapitalistischen Produktionsweise“ (Genossin Palm); Bockenheim, öffentliche Volksversammlung für Männer und Frauen: „Der 18. März“ (Genosse Gräf); Breslau, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Der 18. März 1848 und die Sozialdemokratie“ (Reichstagsabgeordneter Schönlant); Burg, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Was will die Sozialdemokratie?“ (Genossin Schneider); Charlottenburg, öffentliche Volksversammlung der Arbeitlosen: „Die Handelsverträge und die Arbeitslosigkeit“ (Genosse Zahn); öffentliche Volksversammlung für Männer und Frauen: „Die Bedeutung des 18. März“ (Genosse Zubeil); Crimmitschau, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Frau in der Industrie“ (Genossin Zeitlin); Dessau, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Märztag 1848“ (Genosse Zimmermann); Dresden, öffentliche Frauenversammlung: „Die Frau in der Industrie und ihre Stellung zur Sozialdemokratie“ (Genossin Eichhorn); öffentliche Versammlung der Metallarbeiter und Arbeiterinnen: „Unsere wirtschaftliche Lage“ (Genosse Rohrlack); Erfurt, öffentliche Volksversammlung: „Die politische und wirtschaftliche Lage“ (Reichstagsabgeordneter Bueh); Friedrichsberg, öffentliche Volksversammlung für Männer und Frauen: „Der 18. März und seine Bedeutung“ (Genosse Berndt); Hannover, öffentliche Versammlung aller im graphischen Gewerbe beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Die Entwicklung der maschinellen Technik und die hierdurch bewirkte Revolution des wirtschaftlichen Lebens“ (Genosse Brey); Homburg, öffentliche Volksversammlung für Männer und Frauen: „Die Bedeutung des 18. März für das Proletariat“ (Genosse Katzenstein); Kiel, große öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Stellung der Frau in der

heutigen Gesellschaft“ (Genossin Blohm); Pankow, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Ausbeutung und Erziehung“ (Genossin Schley); Schöneberg, öffentliche Versammlung für Männer und Frauen: „Die Bedeutung des 18. März für das Proletariat“ (Genossin Jhrer); Verdau, öffentliche Volksversammlung: „Die Frauen des Proletariats und der Militarismus“ (Genossin Zeitlin).

— Vereinsversammlungen fanden in der nämlichen Zeit statt in: Berlin, Mitgliederversammlung des Vereins der Arbeiter und Arbeiterinnen der Wäsche- und Kravattenbranche: „Der Proletarier im Alterthum und in der Neuzeit“ (Genosse Hansen); Mitgliederversammlung des Verbands der in Buchbindereien, der Papier- und Leder-galanteriewaaren-Industrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen: „Die Einstellung des Personals der Bading'schen Buchbinderei“ (Genosse Wittrich); Mitgliederversammlung des Frauen- und Mädchenbildungsvereins: „Vorlesung“; Vorstandswahl: gewählt wurden die Genossinnen Lütte, Backer und Noß; Braunschweig: Mitgliederversammlung des Verbands der Fabrik-, Land- und Hilfsarbeiter und Arbeiterinnen: „Interne Angelegenheiten“; Connewitz, Mitgliederversammlung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen: „Die Gentilgesellschaft“ (Genosse Dr. Popitz); Hannover, Mitgliederversammlung des Verbands der Schneider und Schneiderinnen: Statutenberatung; Mannheim, Mitgliederversammlung des Arbeiterinnenvereins „Einigkeit“: „Glaube und Wissen“ (Genosse Dolinski); Nürnberg, Mitgliederversammlung des Frauen- und Mädchenbildungsvereins: „Die zehn Gebote und die besitzende Klasse“ (Genossin Fischer); Beddel-Notzenburgsort, Mitgliederversammlung des Zentralvereins der Frauen und Mädchen Deutschlands: „Die Rechte und Pflichten der Frauen früher und jetzt“ (Genossin Blohm).

— Sachsen. Im Auftrage des Verbands der Textilarbeiter und Arbeiterinnen unternahm Genossin Greifenberg-Berlin in jüngster Zeit eine Agitationstour durch das Königreich Sachsen, um der genannten Organisation zumal auch unter der großen Zahl der Textilarbeiterinnen Mitglieder zu werben. Es waren sieben Versammlungen geplant, in Zeulenroda, Meerane, Glauchau, Dresden, Großröhrsdorf, Pötschappel und Bischofswerda. Die Tagesordnung lautete überall: „Die wirtschaftliche Lage des Proletariats und der Zweck und Nutzen der Gewerkschaftsorganisation.“ Von den beabsichtigten Versammlungen fanden nur vier statt, die übrigen wurden

Bei Tisch.

Von François Copée, übersetzt von E. A.

Die Gesellschaft war bereits vollzählig versammelt; der würdige gräfliche Kammerdiener in seinem weißen Gilet, mit dem gravitätischen, rothen, von einem weißen Badenbart umrahmten Gesichte, ein leibhaftiger englischer Pair, öffnete eben die Thürflügel des Salons und meldete mit einer Bassstimme, die ebenso sonor als respektvoll klang: „Es ist servirt!“ Da legten die Herren die Hüte auf den Vorprung der Pfeilertischen, die vornehmsten Gäste boten den Damen ihren Arm, und Alle begaben sich in den Speisesaal, schweigend, wie bei einer Prozession. Wie glänzte das Tafelgeräth, welche Fülle von Blumen und Licht! Jeder Geladene fand ohne Mühe seinen Platz; sobald er seinen Namen auf der glänzten Karte gelesen hatte, schob ihm ein dicker Lakai in seidnen Strümpfen einen weichen, gepolsterten Stuhl, mit der gestickten Grafenkrone geziert, leise nach.

Vierzehn Gäste, nicht mehr: vier junge Frauen, in stark besetzten Kleibern, und zehn Herren aus den Kreisen der Aristokratie des Blutes oder des Verdienstes. Alle trugen an diesem Abende ihre sämtlichen Orden zu Ehren eines fremden Diplomaten, der zur Rechten der Hausfrau saß.

Ganze Büschel kleiner Orden drängten sich an den Knopflöchern; unter den Umschlägen von zwei oder drei Fräcken glänzten diamantene Großkreuze. Ein schweres Kommandantenkreuz am rothen Seidenband breitete sich auf dem steifen Vorhnde eines Generals aus. Die Damen hatten ihrerseits alle Herrlichkeiten ihrer Schmuckkästchen aufgesteckt.

Eine elegante, außerlesene Gesellschaft. Eine Atmosphäre des Wohlbehagens in diesem hohen, gut temperirten, reich geschmückten Saale. In den vier Wandfüllungen befanden sich Stillleben in dem Prunkstile von ehemals, in denen Früchte, Wildpret und allerlei Lebensmittel durcheinander lagen. Die Bedienung geschah ohne Geräusch, es schien, als ob die Diener auf den dicken Teppichen nur dahinglitten. Der Mundschenk kispelte den Gästen die Namen

der Weine vertraulich ins Ohr, wie, wenn er ihnen ein Geheimniß entdeckte, von dem ihr Leben abhinge.

Gleich bei der Suppe, einer fetten, nahrhaften Kraftbrühe, welche den Magen mit Kraft und Jugend erfüllte, begann das Gespräch zwischen den Tischnachbarn.

Zweifellos waren es erst die gewöhnlichen Gemeinplätze, welche halblaut ausgetauscht wurden. Aber welche Höflichkeit in den einfachesen Bewegungen, welches Wohlwollen in Blick und Lächeln. Uebrigens gleich nach dem Chateau Aquen begann der Wit zu sprühen.

Die Männer waren zum großen Theile alt, zum mindesten sehr reif; alle an Rang oder Talent hervorragend, sie hatten viel gelebt, waren reich an Erfahrung und Erinnerungen, sie waren für Konversation wie geschaffen und die Gegenwart schöner Frauen stößte ihnen den Wunsch ein, zu glänzen und regte ihren Wit zu launigen Wortgefechten.

Kleine Scherzworte flogen, helle Geistesblitze fuhren dazwischen. Es bildeten sich Unterhaltungszentren zwischen zwei, drei Personen. Ein berühmter Reisender mit broncefarbenem Teint, der erst kürzlich aus einem entlegenen Theil der Wüste zurückgekommen war, erzählte seinen beiden Nachbarn von einer Elephantenjagd, ohne jede Brählerei, mit einer Ruhe, als hätte es sich darum gehandelt, auf Hasen zu zielen, anstatt auf Elephanten.

Etwas weiter oben neigte sich das feine Profil eines berühmten Gelehrten heiter zur Gräfin, welche lächelnd zuhörte; sie war sehr schlank und sehr blond, hatte junge erstaunte Augen, ein herrliches Smaragdhalband um den schönen Nacken und eine Büste, wie die Venus von Medici.

Dieses luxuriöse Mittagessen versprach auch entschieden amüsant zu werden. Die Langeweile, dieser nur allzuhäufige Gast bei den Festen der großen Welt, sollte nicht dazu kommen, sich an diesen Tisch zu setzen. Diese Glücklichen sollten eine köstliche Stunde verbringen und mit allen Sinnen schwelgen können.

Am selben Tische, an seinem äußersten Ende, an dem bescheidensten Platze, saß stillschweigend ein noch junger Mann, der am wenigsten Beachtete, der Geringste von allen Anwesenden, ganz hin-

von den Behörden verboten bzw. aufgelöst. In Meerane verbot der Herr Bürgermeister die Versammlung, weil die Referentin unbekannt sei. In Glauchau ergriff der Stadtrath die gleiche Maßregel, jedoch mit der Begründung, daß „die Referentin zu sehr wegen ihrer aufreizenden Reden bekannt sei“. Das Verbot erfolgte auf Grund des § 5 des sächsischen Vereins- und Versammlungsrechts, „da nach den über die Referentin, Frau Greifenberg aus Berlin, eingezogenen Erkundigungen der Verdacht hinreichend gerechtfertigt ist, daß auch diese Versammlung bezwecken soll, Gesetzesübertretungen zu begehen und dazu aufzufordern, ebenso wie diejenige am 28. Juni 1893 in Neuwathau in Schlesiens anlässlich der aufreizenden Reden derselben Referentin hat aufgelöst werden müssen“. (Uff! welches Beamtendeutsch!) In Großröhrsdorf wurde die Versammlung aufgelöst, als der Vorsitzende der Referentin das Wort zu ihrem Vortrage erteilte. Die Versammlungen in Zeulenroda, Dresden, Poitschappel und Bischofswerda waren sehr gut besucht, zumal auch seitens der Frauen, und verliefen durchaus ruhig und ungestört. Die Ausführungen der Referentin fanden überall die Zustimmung und den Beifall der Anwesenden. Die Agitationstour hat ihren Zweck erfüllt, sie hat zumal viele Frauen über die Nothwendigkeit der Organisation aufgeklärt, sie hat dem Verband der Textilarbeiter neue Mitglieder gewonnen, sie hat damit dem im Kampfe für sein Recht stehenden Klassenbewußten Proletariat neue Mitstreiter und Mitstreiterinnen zugeführt.

M. G.

— Düsseldorf. In letzter Zeit wurde von hier aus in Hilden eine Verwaltungsstelle des deutschen Metallarbeiter-Verbands gegründet, dann eine Filiale des Verbands der Textilarbeiter und Arbeiterinnen. Beide Organisationen ließen sich angelegen sein, auch die Frauen über ihre Klassenlage und ihre Pflichten als Proletarierinnen aufzuklären. Das war nicht nach dem Geschmacke des Wirths, in dessen Lokal die Vereinsitzungen stattfanden. Am 17. März sollte Genossin Gotthufen in einer Versammlung der Metallarbeiter über „die Thätigkeit der Frau in der Industrie“ sprechen. Als Genossin Gotthufen etwas vor der Eröffnung der Versammlung in das Vereinslokal kam, erklärte ihr der Wirth, daß er sie auf keinen Fall in seiner Wirthschaft dulde, die Männer könnten sich bei ihm besprechen, „aber Frauensleut“ wolle er nicht dabei haben“. Genossin Gotthufen mußte seiner Aufforderung Folge leisten. Ehe sie das Lokal verließ, fragte sie, ob sie sich vielleicht unanständig betragen hätte. „Nein“,

antwortete der Wirth, „aber Sie gehen ganz raffiniert vor, um die Leute hier aufzuheizen.“ Als die Metallarbeiter Kenntniß von dem Vorgang erhielten, verließen sie geschlossen das Lokal. Die Arbeiter und Arbeiterinnen Hildens werden nun jedenfalls den betreffenden Wirth recht fleißig besuchen, zum Dank dafür, daß er ihre gerechten Bestrebungen in ganz ungerechtfertigter Weise zu hintertreiben suchte. Wenn aber der Herr und seine Hintermänner sich einbilden, durch solche kleinliche Nücken und Tücken verhindern zu können, daß sich auch in Hilden die proletarischen Frauen und Mädchen der Sozialdemokratie anschließen, so sind sie gar sehr auf dem Holzwege! Die Frauen des arbeitenden Volks werden durch ihre Interessen auf die Sozialdemokratie hingewiesen, denn bei allen Gelegenheiten zeigt es sich, daß diese allein voll und ganz die Interessen der werktätigen Masse vertritt. Allen Chicanen der Gegner zum Trotz wird deshalb die Aufklärungsarbeit der zielbewußten Genossen und Genossinnen auch unter der Frauenwelt von Erfolg begleitet sein. B. G.

Hausindustrielle Höllen.

II.

M. K. Die Hausindustrie ist allerorten zu einer Hochburg der kapitalistischen Ausbeutung proletarischer Arbeitskraft geworden. Keine noch so schwächlichen gesetzlichen Bestimmungen, keine Rücksichten auf den technischen Betrieb eines Unternehmens ziehen hier der Profitmacherei der ausbeutenden Kapitalisten Schranken. Vereinzelt, ohne den Rückhalt einer Organisation stehen die Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen dem Unternehmer gegenüber, auf Gnade und Ungnade seiner wirtschaftlichen Uebermacht preisgegeben. Ueberall, wo sich die Heimarbeit eingebürgert hat, wo sie einen Industriezweig ergriff, finden wir die längste Arbeitszeit, die schmachvollste, zügelloseste Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit, die schlechtesten Löhne und in der Folge die denkbar traurigsten Lebensverhältnisse der Arbeiterschaft. In manchen Zentren der Hausindustrie trug ein Umstand zur Verschlechterung der Lage der im eigenen Heim Frohndenden bei: die Hausindustriellen waren im Besitze eines Häuschens, im Besitze eines Brodens Grund und Boden. Sie suchten in der Heimarbeit anfänglich nur einen Nebenerwerb und gaben sich deshalb von vornherein mit den niedrigsten Löhnen zufrieden. Sie waren außerdem durch

gegeben seiner Einbildungskraft und Träumerei, einer jener querköpfigen Grübler, die etwas vom Philosophen und Dichter an sich haben. Durch das Ansehen seines Künstlerusses in der hohen Gesellschaft zugelassen, ein Aristokrat von Natur, aber ohne Eitelkeit, aus dem Volke hervorgegangen und es nicht vergebend, so er wollüstig an dieser Blume der Zivilisation, welche die gute Gesellschaft heißt. Er fühlte mehr und besser als irgend ein Anderer, wie viel Alles in dieser Umgebung: der Reiz der Frauen, der Geist der Männer, das glänzende Tafelgeschirr, die Einrichtung des Saales, bis auf den sammetartig schimmernden Weißwein, mit dem er eben seine Lippen nekte, wie all' dieses selten und gewählt war, und er freute sich, daß ein Zusammentreffen so lebenswürdiger und harmonischer Dinge existierte. Er fand es schön, daß es wenigstens irgendwo, wenigstens einigemal in dieser traurigen Welt einigermaßen glückliche Wesen gab.

Wofern sie dem Mitgefühl zugänglich waren, mildthätig — und sie waren es ja sehr wahrscheinlich, diese Befriedigten — wen störten sie, welchen Schaden richteten sie an?

O welch' schöner tröstlicher Wahn, zu glauben, daß diesen das Leben Gnade widerfahren lasse, daß sie immer oder fast immer diesen sanften, heiteren Ausdruck im Blick, dieses halb erschlossene Lächeln auf ihren Lippen behalten werden, daß sie so viel wie möglich die dringenden und entehrenden Nothdürftigkeiten, die verächtlichen Gebrechen aus ihrer Existenz verdrängen würden.

Derjenige, welchen wir den Träumer nennen wollen, war eben hier bei seinen Betrachtungen angelangt, als der Diener, der großartige Diener feierlich vom Buffet kam; er trug eine große silberne Schüssel, worauf eine Butte von fabelhafter Größe lag, eine jener phänomenalen Fische, wie man deren auf alten Bildern sieht, welche die Fischerei darstellen, oder noch in der Auslage von Chevet, vor der eine Reihe erstauanter Gassenjungen ihre Nasenspitzen gegen die Auslagefenster drücken.

Man servirte.

Als aber der Träumer vor sich, auf seinem Teller ein Stück dieser riesigen Butte liegen sah, da rief der leichte Seegeruch in

seiner Vorstellung, welche zu raschen Ideenassociationen leicht genug war, einen Winkel der Bretagne Küste in die Erinnerung, ein mehr als armseliges Fischerdorf, wo er sich im vergangenen Herbst bis zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche verspätete, und wo er dem furchtbaren Wellenschlag des Meeres gelauscht hatte. Er erinnerte sich plötzlich jener fürchterlichen Nacht, wo die Barke nicht landen konnte, jener Nacht, die er am Molo bei einer Gruppe von bestürzten Weibern verbrachte. Aufrecht stand er dort, der Sprühregen floß ihm über das Gesicht, der Wind schien ihm die Kleider vom Leibe reißen zu wollen. Welches Leben führen diese armen Leute! Wie viele Witwen gab es dort unten, alte und junge, welche für immer das schwarze Umschlagetuch trugen.

Schon beim Morgengrauen machten sie sich mit einem Haufen Kinder auf den Weg, um ihr Brot zu verdienen. Oh! Nichts als Brot! Sie arbeiteten in dem ekelregenden Geruch von warmem Del, in der Sardinie.

Zu seiner Erinnerung tauchte wieder die Kirche auf, die das Dorf beherrschte, in der Mitte der Felsenküste; ihr Kirchturm war weiß angestrichen, um den Schiffen, welche aus offener See kamen, den Durchgang zwischen den Sandbänken zu bezeichnen; dann sah er auch wieder im niedrigen, von mageren Schafen abgeweideten Grafe des Friedhofes die Grabsteine, auf welchen sich so oft die düstere Inschrift wiederholte: Auf dem Meere gestorben.

Diese riesige Butte hatte den feinsten, köstlichsten Geschmack, und die Krabbensauce, mit der sie gewürzt war, bewies, daß der Koch des Herrn Grafen im Café Anglais in die Lehre gegangen war und von diesen Studien Nutzen gezogen hatte. Denn bei diesem Punkte ist unsere verfeinerte Zivilisation angelangt, man erwirbt seine Grade der Kochkunst; es giebt Doktoren für das Braten- und Abiturienten für das Saucensfach.

Alle Gäste aßen lebhaft mit zarten Bewegungen, aber der gute Ton und die Gewohnheit exquisiter Kost ließ sie nichts zu Gunsten des außergewöhnlichen Gerichtes offenbaren.

(Schluß folgt.)

ihren im Laufe der Zeit verschuldeten und überschuldeten Besitz an die Scholle gebunden und konnten nicht in anderen Gegenden lohnenderen Erwerb aussuchen. Unter solchen Verhältnissen standen dem Kapitalisten Arbeitskräfte zur Verfügung, die er bis zur alleräußersten Grenze der Ausbeutungsmöglichkeit auspressen konnte. Dort, wo die Dinge anders lagen, fand das findige Unternehmertum andere Mittel und Wege, das nämliche Ziel zu erreichen. Das Heim der Hausindustriellen ist überall zur Hölle geworden.

Emanuel Hans Sax, ein Mann aus den bürgerlichen Reihen, entwirft in seinen Schriften über die „Hausindustrie in Thüringen“ von den Verhältnissen in der Korbflechterei eine meisterhafte Schilderung. Es ist zwar schwer zu sagen, in welcher Art der Hausindustrie die Ausbeutung am unerschämtesten betrieben wird, aber es ist klar, daß die Ausbeutung der unglücklichen Korbstricker mit ihren Frauen und Kindern nicht mehr überboten werden kann. Unter den ca. 50 Großhändlern des oberfränkischen Bezirks herrscht ein eider Wetteifer, wer von ihnen die meisten Profite aus dem sauren Schweiß der Körbe flechtenden Proletarier herauszuschinden versteht. Die Korbhändler liefern dem Heimarbeiter das Rohmaterial und begaunern ihn dabei auf die denkbar raffinierteste Art. Preisausschläge von zehn bis dreißig Prozent sind gar nichts Seltenes. Daneben blüht in den Korbmacherdistrikten noch das Trucksystem in seiner scheußlichsten Gestalt und bietet den Ausbeutern eine willkommene Handhabe, den ausgegerteten Proletarier auch noch um den Baarwerth seines Hungerlohnes zu betrügen, der sich im günstigsten Falle auf vierzig Pfennig pro Tag beläuft. Wenn der Korbhändler dem Heimarbeiter nicht den Stuhl vor die Thür setzen sollte, dann mußte dieser unweigerlich alles nehmen, was ihm für sein schwer erworbenes Geld an nützlichen und unnützen Dingen aufgehängt wurde, — natürlich zu hohem Preisausschlag, denn wo bliebe sonst der Profit? Ja, die Kapitalisten trieben noch offenbar ihren Hohn und Spott mit ihren „Händen“. Junge Mädchen erhielten zuweilen einen Theil ihres Lohnes in — Zigarren ausgezahlt oder gelegentlich auch einmal in Blechwaaren, für die sie keine Verwendung hatten; einem Arbeiter wurde ein Spazierstock überreicht und ihm dafür ein namhafter Betrag von seiner Lohnforderung gestrichen. Schließlich mußten die Arbeiterinnen sogar die alten Hüte der Fabrikantenfrauen an Zahlungsstatt annehmen. Das Gesetz fand sich anfangs mit dieser Vergewaltigung der Korbstricker sehr einfach ab, indem es sie für „selbständige Gewerbetreibende“ erklärte, die außerhalb des Rahmens unserer glorreichen Arbeiterschutz-Gesetzgebung stehen. Dieses Urtheil — das Lichtenfelser Bezirksamt genießt den Ruhm, es ausgeheckt zu haben — wurde später allerdings von einer höheren Instanz berichtigt. Dennoch aber ist unter den oberfränkischen Hausindustriellen das Trucksystem bis auf den heutigen Tag im Schwange, denn es findet einen festen Rückhalt in der wirtschaftlichen Zwangslage der Korbflechter und -flechterinnen.

Die grauenhaften Wohnungs- und Arbeitsverhältnisse der Hausindustriellen sind bekannt, es erübrigt sich daher wohl, auf die der Korbstricker hier besonders einzugehen. Ein hohes Alter erreichen nur ganz Wenige unter ihnen. Die meisten rafft die Proletarierkrankheit, die Schwindsucht, frühzeitig dahin. Von der Wiege bis zur Bahre lernen sie nichts anderes kennen als Arbeit und Noth ohne Ende, dazu schmählichste Schuhriegelei und Betrug. Dennoch hat das Glend sie nicht ganz stumpfsinnig gemacht. Auch hier hat die Hausindustrie — um mit Professor Sombart zu sprechen — „den Kanal gebildet, durch den das Gift revolutionärer Bestrebungen in die landwirtschaftliche Bevölkerung geleitet wurde.“ Ein Beweis hierfür ist die bei den letzten Reichstagswahlen abgegebene stattliche Zahl sozialdemokratischer Stimmen in dem oberfränkischen Wahlkreis Kronach, der hauptsächlich von Korbstrickern bewohnt wird.

Trotzdem das Glend der Korbstricker im Oberfränkischen und Koburgischen zum Himmel schrie, fanden sich noch soziale Quacksalber, welche die hausindustrielle Korbflechterei nach anderen Gegenden unseres sogenannten Vaterlandes verpflanzen wollten. Sie hatten dabei nicht mehr und nicht weniger im Sinne, als den Teufel der Webernoth in Schlesien durch den Beelzebub der Korbmachermisere auszutreiben. Im Kreise Falkenberg waren den biedereren Stadtgewaltigen die Armenlasten über den Kopf gewachsen, und sie suchten nun einen praktischen Ausweg in der Einführung der Korbflechterei, um „alten Personen, welche zu schwereren Arbeiten nicht mehr im Stande waren, sowie Kindern einen immerhin noch lohnenden Verdienst zu sichern. Natürlich erlebten die bürgerlichen Wohlthäter mit diesem menschenfreundlichen Plan einen glänzenden Reinsfall.

Das schöne Thüringer Land, dessen landschaftliche Reize alljährlich von vielen Tausenden bewundert werden, in dessen Kur- und Badeorten die Bourgeoisie das Geld mit vollen Händen ausgiebt, es birgt in seinen malerisch gelegenen Dörfern die grauenhaftesten Höhlen

des Glends. Neben der Korbmacherei haben dort die Spielwaarenindustrie, die Schiefertafel- und Griffelmacherei, die Korfschneiderei, sowie eine ganze Reihe anderer Hausindustrien ihren festen Sitz. Bei achtzehn- bis zwanzigstündiger Arbeitszeit in der Saison verdient der Sonneberger Hausindustrielle mit der Anfertigung hölzerner Spielsachen wöchentlich 7—9 Mk. 44 Prozent der Arbeiter, welche über 15 Jahre zählen, gehen dort an Lungenkrankheiten zu Grunde.* Die Puppenrücken-Arbeiterinnen bringen es bei ähnlich hoher Arbeitszeit auf Mk. 3,50 bis 4,50 pro Woche. Die Schiefertafel- und Griffelmacher verdienen bei achtzehnstündiger Arbeitszeit 6 Mk. Als der Staat, um der Schieferindustrie etwas aufzuhelfen, die Griffelbrüche in eigene Regie nahm, trat nur eine ganz geringfügige Besserung in der Lage dieser zum Hungertode verurtheilten Menschen ein. Für 1000 Stück Griffel werden ganze 85 Pf. Lohn gezahlt. Dabei darf ein Griffelmacher nicht mehr als 20000 Stück in einer Woche liefern. Von dem Wochenverdienst der ganzen Familie gehen dann noch mehrere Mark für die Benutzung des Schieferbruches ab. Das Fortschaffen der Erd- und Schuttmassen von den Brüchen wird von den ausgehungerten Griffelmachern und ihren Familien unentgeltlich verlangt. Nach den Akten des Landraths zu Saalfeld ist der Verdienst der Tafelmacher so gering, daß sie förmlich gezwungen sind, „das Rahmenholz aus den meiningenschen Staatsforsten zu stehlen.“ Wehe aber dem Unglücklichen, der sich dabei ablassen läßt! Er bekommt gewiß die ganze Härte der modernen Klassenjustiz zu fühlen.

Die Thüringer Schachtelmacher verdienen drei Mark in der Woche. Die Kuhlauer Meerschaum-Arbeiterfamilien erarbeiten ihren Hungerlohn in fünfzehn bis sechzehn Arbeitsstunden des Tages. Im Eisenacher Oberland schindet „eine ganze Korfschneiderfamilie bei voller Beschäftigung fünf bis höchstens acht Mark in der Woche zusammen.“

In Bezug auf ihre Hungerlöhne sind den von Sax geschilderten Hausindustrien die Nürnberger Spielwaarenindustrie, die Filzschuhindustrie in Herzogenaurach (Bayern), die Perlenstickerei im Kehlgrund ebenbürtig. Sax erwähnt ferner die Phosphorzündholzchen-Industrie in Neustadt a. N., die schon oft todtgesagt worden ist, aber dennoch dem Weilsen gleich im Verborgenen weiterblüht. Sie hat ihren Angehörigen zu den übrigen scheußlichen Mißständen der Heimarbeit noch eine furchtbare Krankheit beiseert, die Phosphornekrose, eine brandige Entzündung und schließlich Zerstörung der Kieferknochen. Die in den genannten Hausindustrien beschäftigten Leute sind durch Ueberarbeit und Unterernährung so entkräftet, daß sie kaum noch im Stande sind, ihre kleine Landwirtschaft nothdürftig vorzuziehen zu können.

Es mag hier noch eine kleine Blüthenlese von Hunger-Industrien folgen, wo ähnliche Lohn- und Arbeitsverhältnisse, wie die angeführten, anzutreffen sind. Da finden wir in Sachsen die Musikinstrumentenmacherei, wo bei vierzehn- bis fünfzehnstündiger Arbeitszeit die Saitenmacher einen Jahresverdienst von 300—400 Mk., die Bogensmacher von 400—500 Mk. und die Geigen- und Zithermacher von 500 bis 750 Mk. erzielen. Das sind, wenn man sich auf den Sozialökonomem Bein verlassen kann, noch die Fürsten unter den Hausindustriellen, denn sie können sich ein- bis zweimal in der Woche Fleisch gönnen! Im Taunus wird das Nägelschmieden vielfach als Hausindustrie betrieben. Diese Arbeit ist sehr gesundheitschädlich. Sie zwingt den schmiedenden Proletarier zu anhaltend gebückter Haltung und zum Einathmen des Kohlenstaubes. Trotzdem beträgt auch hier die Arbeitszeit nicht unter zwölf Stunden. Von Frauen wird im Taunus hauptsächlich die Filetstickerei betrieben, die ihnen einen Wochenverdienst von Mk. 3 bis 3,50 bei einer Arbeitszeit „von 6 Uhr Morgens bis mindestens 10 Uhr Abends“** bringt.

Alle diese unglücklichen Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen kennen keinen Feiertag, keine Sonntagsruhe. Stunde für Stunde, Tag für Tag steht der Hunger mit der Hepeitische hinter ihnen und treibt sie, die fleißigen Hände auch nicht einen Augenblick ruhen zu lassen. So spinnt sich ihr Leben in grauer Eintönigkeit ab, bis der Tod sie abrufft.

Der erste entscheidende Schritt zur Besserung der entsetzlichen Erwerbs- und Arbeitsverhältnisse der Heimarbeiter ist nur zu erwarten von der gesetzlichen Regelung der Hausindustrie und ihrer Unterstellung unter eine hinlängliche und gewissenhafte Gewerbeinspektion. Aber freilich, gegen diese Maßregel sträubt sich das Unternehmertum mit Händen und Füßen. Nur dem zähen, heißen Kampf der Arbeiterklasse auf politischem Gebiete, nur der steigenden politischen Macht des Proletariats wird es gelingen, dem Klassenstaat eine Reform zu entreißen, welche eine Nothwendigkeit ist nicht nur im Interesse der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen, welche unter dem Uebermaß ihrer Ausbeutung verkommen, sondern im Interesse des gesammten Proletariats.

* Sax, „Hausindustrie“.

** Prof. W. Stiede, Die deutsche Hausindustrie.

Lucy Stone.

Im Oktober 1833 starb in Boston eine unermüdete Mäuerin im Streit für Recht und Gerechtigkeit: Frau Lucy Stone. Mit dem Wort und der Feder hatte sie allezeit tapfer und unentwegt für ein hehres Ideal gestritten, für die gleichen Rechte Aller, die Menschenantlig tragen. Die Verstorbene war in den Vereinigten Staaten lange Jahrzehnte hindurch eine der aufopferndsten, selbstlosesten, fähigsten und energischsten Vorkämpferinnen für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts; sie stand seiner Zeit im Vordertreffen des Kampfes für die Abschaffung der Sklaverei und die Gleichberechtigung der Farbigen. Als Geist und als Charakter war sie gleich bedeutend. Ihr Leben und Wirken ist ein glänzendes Beispiel dafür, daß allen Vorurtheilen zum Trotz eine charaktervolle Frau sich in der Dessenlichkeit als Vorkämpferin einer Idee bethätigen kann, ohne daß sie dadurch an Zartheit der Empfindung, an Tiefe des Gemüthslebens einbüßt, und ohne daß ihre Aufgaben als Gattin und Mutter leiden. Die nämliche Frau, welche in Hunderten von Versammlungen, in zahllosen Artikeln und Flugblättern die Sache der Frauen und Neger vertrat, war ihrem Manne eine liebevolle Gefährtin und Mitarbeiterin, ihren Kindern eine treusorgende Mutter, ihren Freunden eine theilnehmende Beratherin und Helferin; sie stand ihrem Haushalt mit einer Umsicht und einem Geschick vor, welche die Wirtschaftsführung gar mancher auf die Beschränktheit des „ewig Weiblichen“ geachteten Hausfrau tief beschämte.

Lucy Stone wurde am 13. August 1818 auf einer Farm bei West Brookfield im Staate Massachusetts als achtens von neun Kindern geboren. Von ihrer Familie her wurden ihr offenbar Eigenschaften vererbt, welche sie zu ihrer späteren Rolle befähigten: ein starkes Rechts- und Freiheitsgefühl, der Drang und die Willenskraft, für das als wahr Erkannte zu kämpfen. Verschiedene ihrer Vorfahren hatten in den Kämpfen für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten mit Begeisterung gestritten. Lucys Vater war ein rechthlicher, aber starrköpfiger Mann, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Frau dem Manne unterthan sein müsse. Die Mutter theilte diese Ansicht, obgleich sie Manches darunter zu leiden hatte, sie war eine sanfte, liebenswürdige Frau. Lucy wuchs als kräftiges, gesundes Bauernmädchen heran. Sie zeichnete sich von Kindheit auf aus durch ihre Unerblichkeit, Wahrhaftigkeit, ihren Eifer beim Lernen und ihren Fleiß bei allen Geschäften in Haus, Hof und Feld. Als barfüßige Hirtin trieb sie die Kühe oft auf die Weide, wenn noch die Sterne am Himmel glänzten.

Schon frühzeitig wurde Lucys Entrüstung durch die Art und Weise erregt, in welcher ihre Mutter und andere Frauen ihrer Bekanntheit von ihren Männern behandelt wurden. In ihrem kindlichen Geist stand deshalb der Entschluß fest, daß die Geseze abgeschafft werden müßten, welche dieser Behandlung den Schein des Rechts verleihen. Sie war noch ein sehr kleines Kind, als sie eines Tages in der Bibel den Spruch fand, der am schärfsten charakterisirt, welche Stellung Judenthum und Christenthum der Frau dem Manne gegenüber anweisen: „Dein Wille soll Deinem Mann unterthan sein, und er soll Dein Herr sein.“ Sie wollte zuerst aus Verzweiflung über diesen Spruch sterben. Dann erschien es ihr unfassbar, daß die Religion dem Manne eine so unumschränkte Herrschaft über die Frau einräumen könne. Sie beschloß deshalb griechisch und hebräisch zu lernen, um im Stande zu sein, die Bibel im Urtext zu lesen und zu kontrolliren, ob sich in ihr die betreffenden Worte thatsächlich befänden. Ihr Vater ließ seinen Söhnen eine sehr gute Ausbildung geben, als ihm aber die Tochter erklärte, sie wolle ins College eintreten, meinte er, sie sei verrückt geworden, und verweigerte ihr jegliche Mittel. Lucy sammelte und verkaufte Beeren und Kastanien, für den Erlös schaffte sie sich Bücher an. Sie hatte bald soviel Kenntnisse erworben, daß sie als Lehrerin angestellt wurde und lehrte und lernte nun abwechselnd, beides mit gleichem Erfolge. Ihre Thätigkeit war so wenig einträglich, daß sie 25 Jahre alt ward, ehe sie genug gespart hatte, um in das Oberlin College eintreten zu können, die einzige Hochschule, welche damals den Frauen offen stand. Da sich ihr Vater noch nicht mit ihrem Plan ausgeföhnt hatte, so mußte sie während ihrer Studienzeit für ihren Unterhalt selbst sorgen. Sie ertheilte Privatunterricht und schaffte als Aufwärterin in dem Fraueninternat, das mit dem College verbunden war. Sie erhielt für die leztere Arbeit etwa 12 Pfennig die Stunde und verdiente Alles in Allem nicht einmal soviel, daß sie den Pensionspreis in dem Internat — einen Dollar (4 Mark) die Woche — entrichten konnte. Sie lochte deshalb ihre Mahlzeiten selbst und verausgabte für ihren Unterhalt weniger als 2 Mark wöchentlich. Während ihrer Studienzeit besaß sie ein einziges Kleid, ein billiges Baumwollensäckchen, das ihr vier Jahre lang dienen mußte. Trotz der furchtbaren Armutlichkeit ihrer Verhältnisse war sie stets heiter und

zufrieden und ermöglichte es, kleine Summen und viel Zeit für gute Zwecke aufzuwenden.

Schon während ihrer Studienzeit wendete sie ihre volle Aufmerksamkeit und Sympathie der Bewegung zu für die Abschaffung der Sklaverei. Sie sammelte nicht für die Missionäre, sondern für die Antisklaverei-Vereinigung und setzte es trotz des Protestes der Professoren und der Professorenfrauen durch, daß im Lesezimmer des Colleges der „Liberator“ auslag, welcher die Sache der Neger mit Energie verfocht. Nach vierjährigen Studien bestand Lucy Stone ihr Examen mit Auszeichnung. Sie wurde beauftragt, für die öffentliche Prüfung eine Schrift zu verfassen, die von einem Professor verlesen werden sollte, da es „unschicklich sei, daß eine Frau auf der Rednertribüne erscheine“. Als sie dies erfuhr, schrieb sie den Aufsatz nicht nieder, so daß man gezwungen war, ihn von ihr selbst vortragen zu lassen. Als etwa 40 Jahre später das Oberlin College sein fünfzigjähriges Jubiläum feierte, sprach Lucy Stone im Namen der Hochschule. So hatte sich mit der Zeit die Auffassung von der Stellung und den Rechten der Frau geändert, und dies gerade zum Theil Dank der unermüdeten Agitation Lucy Stone's.

1847 trat diese zuerst öffentlich als Rednerin auf für die Abschaffung der Sklaverei und die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts. Alle gesellschaftlichen Vorurtheile erhoben sich gegen ihr öffentliches Auftreten. Sie wurde als eine Art Ungeheuer betrachtet, gescholten und verabscheut, verlacht, verhöhnt und beschimpft. Ihr Name wurde zu einem Spottnamen. In ihrer Kampagne für die Abschaffung der Sklaverei stand sie nicht allein da, sie hatte innige Fühlung mit den Organisationen, welche die Befreiung der Neger erstrebten, sie fand Rückhalt an einer mächtigen Bewegung. In ihrem Kampf für die Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts war sie dagegen anfangs nur auf sich selbst angewiesen. Sie kannte in den Vereinigten Staaten nur ganz vereinzelte Personen, welche der Idee der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts sympathisch gegenüber standen. Keine einzige Organisation war vorhanden, welche für diese Idee eintrat. Wie eine Predigerin in der Wüste zog Lucy Stone in den Vereinigten Staaten von Ort zu Ort, um das Evangelium von den Menschenrechten der Frau zu verkünden. In so und so vielen Städten, wo sie kein Lokal erhielt, steckte sie eigenhändig mittels von Pfählen und Stricken den Platz ab, wo sie eine Versammlung abhalten wollte. Die Straßensugend suchte sie bei diesem Geschäft zu stören, und sie mußte oft eine Art Vorversammlung abhalten, um alle Vorbereitungen zu Ende führen zu können. Während ihrer Vorträge fehlte es nicht an Versuchen, die Rednerin in Verwirrung zu bringen, die Versammlung zu stören. Einmal wurde das Fenster hinter der Rednertribüne eingeschlagen und der eiskalte Wasserstrahl einer Feuerspritze auf sie gerichtet. Lucy Stone hüllte sich in ihren Shawl und sprach ruhig weiter. Ein anderes Mal wurde die Rednertribüne vom Publikum gestürmt. Alle Redner flüchteten, Lucy Stone allein blieb kaltblütig stehen und ersuchte den Führer der Kabaumacher, welcher mit einem großen Knüppel auf sie zuströmte, sie aus dem Saale zu geleiten. Verblüfft, aber respektvoll kam der Mann ihrem Ansuchen nach und beschützte sie sogar, als sie etliche Minuten später im Freien, auf einem Baumstumpf stehend, sich an die tosende Menge wendete. Ihre Worte machten einen so tiefen Eindruck, daß das Publikum lautlos lauschte und sogar durch eine Sammlung das Geld ausbrachte, um einem der Redner den Noth zu bezahlen, der ihm im Getümmel zerrissen worden war. In den meisten Städten, wo sie sprach, war vor ihr noch nie eine Frau als Rednerin aufgetreten, und die Neugierde führte ihr deshalb zahlreiche Zuhörer zu. Dem allgemeinen Vorurtheil entsprechend stellte sich das Publikum unter einer öffentlich auftretenden Frau, einer Vorkämpferin der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts ein großes, grobknochiges, luntliches Mannweib vor, das mit gellender Stimme keifte. Statt dessen lernte es in Lucy Stone eine zierliche, anspruchslose, bescheidene Frau kennen, von gewinnendem Benehmen und äußerst melodischer Stimme. Dem Wohlklang ihres Organs und der Macht ihrer hinreißenden Beredsamkeit hatte sie überall die größten Erfolge zu verdanken. Ihr lauschte die Menge, wenn sie sonst keinen Redner hören wollte; der Zauber ihrer Persönlichkeit gewann der Sache der Frauen und Neger die Sympathie von Leuten, welche durch keine noch so triftigen Gründe für diese Sache zu gewinnen gewesen waren. Die Energie und die Selbstlosigkeit, mit welcher sie ihre Ideale verfolgte, riß allmählich auch die Gegner zu Bewunderung hin. Es verfehlte nicht seinen Eindruck, daß die Frau, welche Kraft ihrer Kenntnisse und ihres Geistes eine glänzende Stellung hätte einnehmen können, in größter Dürftigkeit lebte. Lucy Stone ging ganz in dem Kampf für die Gleichberechtigung auf, ihre persönlichen Interessen nahm sie so wenig wahr, daß sie oft nicht das Geld besaß, eine warme Mahlzeit, eine ordentliche Wohnung zu bezahlen, ein nöthiges Kleidungsstück zu kaufen.

Im Jahre 1855 verheiratete sie sich mit einem jungen Kaufmann, Henry Blackwell, der wie sie ein leidenschaftlicher Gegner der Sklaverei und ein begeisterter Verfechter der Frauenrechte war. Lucy Stone hatte gedacht, sich nie zu verheirathen und sich ausschließlich der Agitation für ihre Ideen zu widmen. Blackwell versprach ihr, ein treuer Mitstreiter im Kampfe zu sein, und er überzeugte sie, daß sie beide mit vereinten Kräften mehr leisten würden, als Jeder für sich allein. Das Brautpaar ließ einen Geistlichen aus einer Entfernung von dreißig Meilen kommen, damit die Trauung stattfand, ohne daß die Worte gesprochen wurden: „Und er soll Dein Herr sein.“ Lucy Stone veröffentlichte mit Blackwell zusammen einen Protest gegen die gesetzliche Ungerechtigkeit, welche dem Gatten unbedingtes Verfügungsrecht einräumt über das Vermögen, die Einkünfte, die Person seiner Frau, sowie über die gemeinsamen Kinder. Daß das betreffende Gesetz geändert wurde, ist zum großen Theil ihrer unablässigen Agitation dagegen zu verdanken. Lucy Stone behielt auch nach ihrer Verheirathung ihren Mädchennamen bei, denn sie sah in dem Aufgeben desselben ein Symbol des Verlusts der persönlichen Freiheit und Rechte der Frau.

Nach ihrer Verheirathung stand sie mit ihrem Mann zusammen wie vorher in den vordersten Reihen der Kämpfer für die Gleichberechtigung der Entrechteten. Beide zusammen hielten Versammlungen über Versammlungen ab, vertraten die Idee der Gleichberechtigung Aller in Schriften und Artikeln und nahmen hervorragenden Antheil an all den Bewegungen, welche in den Einzelstaaten der großen Republik die Ausdehnung des Stimmrechts zu Gunsten der Farbigen und Frauen bezweckten. 1866 betheiligte sich Lucy Stone an der Gründung des „Bundes für die Gleichberechtigung“, dessen Vorsitz sie mehrere Jahre führte. 1869 gründete sie zusammen mit den bekanntesten nordamerikanischen Vorkämpfern für die Frauenrechte den „Amerikanischen Bund für das Wahlrecht der Frauen“. Sie führte fast 20 Jahre lang die Leitung dieser Organisation, welche der Sache der bürgerlichen Gleichberechtigung der Frau große Dienste geleistet hat. Als es sich darum handelte, ein Organ der Frauenbewegung zu gründen, so brachte Lucy Stone den größten Theil der erforderlichen Mittel zusammen. So konnte 1870 „The Woman's Journal“ (Das Frauenblatt) gegründet werden. Lucy Stone arbeitete von Anfang an an der Zeitung fleißig mit, von 1872 ab führte sie zusammen mit ihrem Gatten und später mit ihrer Tochter die Redaktion. Ein schweres rheumatisches Leiden festelte die charaktervolle und energische Frau während der letzten Jahre ihres Lebens viel ans Haus und machte ihr die Agitation in Versammlungen fast ganz zur Unmöglichkeit. Aber Lucy Stone fuhr fort, am Schreibtisch mit der Feder für die volle Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts zu kämpfen. Sie hatte die tiefe Genugthuung, die Emanzipation der Neger zu erleben, sie war Zeuge der bedeutenden Fortschritte, welche die Gleichberechtigung der Frau in den Vereinigten Staaten machte, und sie starb in der festen Ueberzeugung, daß die volle sozialpolitische Gleichstellung des weiblichen mit dem männlichen Geschlecht in nicht zu fernem Zukunft verwirklicht werden würde.

Bei ihrem Tode ließen alle amerikanischen Blätter, ohne Unterschied der Richtung, der Verbliebenen volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Energie ihres Willens, die Lauterkeit ihres Charakters, die Selbstlosigkeit ihres Strebens nöthigten auch den Gegnern Achtung ab. Als Person und für ihr Wirken hat sie das ihr reichlich gespendete Lob verdient: Sie zählt zu der kleinen Schaar der Helden des Geistes, die unbekümmert um den persönlichen Vortheil, das persönliche Wohl, sich mit glühender Seele einer Idee hingeben und für ihr Ideal Alles zu leisten und Alles zu opfern im Stande sind. Ihr Leben lang kämpfte sie den guten Kampf für Menschenrecht und Menschenglück. Es war ihre tiefinnerste Ueberzeugung, daß mit der Gleichberechtigung der Neger und der Frauen die Gleichstellung alles Dessen verwirklicht sein würde, was Menschenantlig trägt. Die Klassengegensätze zwischen Arm und Reich, zwischen Kapitalist und Proletarier waren ihr nie zum Bewußtsein gekommen, sie wußte deshalb auch nichts von der Nothwendigkeit des Kampfes für die Befreiung der Arbeiterklasse, für die Beseitigung der kapitalistischen Gesellschaft. Ihrer Meinung nach bedeutete die Verwirklichung der Ziele der bürgerlichen Frauenbewegung für das gesammte weibliche Geschlecht die volle soziale Freiheit; ihrer Meinung nach verschwand mit der Ungleichheit zwischen Mann und Frau die letzte soziale Ungleichheit und Ungerechtigkeit überhaupt aus der Gesellschaft. Daß sie so dachte, ist erklärlich genug. Zu ihrer Zeit waren in den Vereinigten Staaten die Klassengegensätze innerhalb der Frauenwelt noch nicht so schroff in Erscheinung getreten, wie heutzutage. Es bestand in der Folge auch noch nicht der Gegensatz zwischen bürgerlicher Frauenbewegung und sozialistischer Arbeiterinnenbewegung. Und als in den letzten Jahren vor ihrem Tode die Kluft zwischen Bourgeoisdamen und Proletarierinnen immer sichtbar ward, als die Frauen ihrerseits

hineingerissen wurden in den Klassenkampf, in das Ringen zwischen Kapital und Arbeit, da war Lucy Stone bereits zu alt, um sich noch in eine ganze neue Auffassung der gesellschaftlichen Verhältnisse hineinzuarbeiten zu können. Hätte sie einer späteren Generation angehört, kein Zweifel, sie wäre eine der hervorragendsten und thätigsten Vorkämpferinnen geworden für die Rechte des Proletariats. Denn ihr Herz schlug in heißem Mitgefühl für alle Unterdrückten und Leidenden, ihr Geist erfaßte mit glühender Begeisterung die Idee, „daß alle Menschen gleichgeboren ein adliges Geschlecht sind“, und ihre Energie konnte sich nicht genug thun im Kampfe für ihre Ideale.

Kleine Nachrichten.

Vornehme Schmutzkonkurrenz. In der Berliner Konfektionsbranche machen „bessere Frauen“ und „höhere Töchter“, zumal aus dem Beamtenstande, den eigentlichen Konfektionsarbeiterinnen eine geradezu tödtliche Schmutzkonkurrenz. Die Niedrigkeit der Löhne, zu denen diese Damen arbeiten, ist ganz beispiellos. So wurde durch eine Enquête seitens der organisierten Mäntelnäher und Mäntelnäherinnen festgestellt, daß in Moabit Beamtenfrauen und Beamtentöchter in verschiedenen Werkstätten für das Anfertigen eines Mantels, bezw. Jaquets mit 25 Pfennig bezahlt werden. Einzelne der Damen wurden gefragt, wie sie zu solchen Lohnsätzen schaffen könnten, und ob sie sich nicht schämten, durch ihre Konkurrenz den Verdienst der eigentlichen Arbeiterinnen zu drücken. „Ja, wir müssen doch standesgemäß gekleidet gehen, und das Gehalt unserer Männer reicht nicht so weit“, lautete die Antwort. In vielen anderen Industriezweigen, in denen die Frauenarbeit eine große Rolle spielt, liegen die Dinge ähnlich. Die Frauen und Töchter der mittelbürgerlichen Kreise werden durch wirtschaftlich ungünstige Verhältnisse und durch den aus Vorurtheil und Gewohnheit erzeugten Drang „standesgemäß“ zu leben, zum Erwerb gezwungen. Sie sind zu dünnelhaft, um sich als Proletarierinnen zu fühlen, um zuzugeben, daß sie für „Geld“ aus Noth arbeiten. Sie lassen sich wahre Hungerlöhne bieten und drücken durch ihre Schmutzkonkurrenz die Erwerbsverhältnisse der Berufsarbeiterinnen auf das denkbar niedrigste Niveau. Die Damen kommen so zu ihren „standesgemäßen“ Toiletten, der kapitalistische Unternehmer säckelt fettere Profite ein, und die Berufsarbeiterin zahlt die Zeche für Alles, sie muß den Hungerriemen fester schnallen, damit Frln. K. J. Z. in einem funkelneuen Frühlingstouren den Neid ihrer „theuren Freundinnen“ erwecken kann.

Der sechste norwegische Arbeiterkongreß tagte vom 22. bis 25. Januar in Skien und war von 62 Vertretern der vereinigten Landesverbände besucht. Am ersten Verhandlungstage nahm er zur Frage des Wahlrechts einstimmig folgende Resolution an: „Indem der Kongreß an der Forderung des fünften allgemeinen Arbeitertages auf Einführung des allgemeinen Stimmrechts für Männer und Frauen in Staat und Kommune festhält, fordert der Kongreß als Bedingung für die Zusammenarbeit mit der Linken bei der kommenden Wahl: 1) Daß das allgemeine Stimmrecht für Männer und Frauen nach dem vorliegenden Verfassungs-gesetz-Vorschlag in der nächsten Parlamentsperiode durchgeführt werde. 2) Wenn eine Zweidrittel-Majorität nicht erreicht wird, so wird das allgemeine kommunale Stimmrecht durch Gesetz eingeführt.“ Ueberall wo die Arbeiterklasse das allgemeine Wahlrecht fordert und für diese seine Forderung in den Kampf tritt, da wird dieses Recht auch für die Frauen beansprucht. Das Klassenbewußte Proletariat kennt kein Vorurtheil gegen das Geschlecht, und sein Klasseninteresse zwingt es, die politische Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts zu erstreben, damit die proletarischen Frauen unbehindert mit aller Energie am Kampfe gegen die kapitalistische Gesellschaft theilnehmen können.

Fortschritt zeitigt Armuth in der heutigen Gesellschaft und für die Angehörigen des Proletariats. In Amerika ist eine Maschine für die Plattstickerie eingeführt worden, welche mit jeder Nähmaschine verbunden werden kann. Wenn die günstigen Berichte über die Leistungen dieser Maschine der Wahrheit entsprechen, so dürfte die Maschine bald allgemein eingeführt werden und eine vollständige Umwälzung eines Gebietes der weiblichen Handarbeit herbeiführen. Die allgemeine Verwendung der Maschine würde eine sehr bedeutende Menge weiblicher Arbeitskräfte überflüssig machen. Hunderte, ja Tausende von Handarbeiterinnen flügen brotlos aufs Pflaster, und der Verdienst der Stickerinnen würde ganz beträchtlich sinken. In der kapitalistischen Gesellschaft kommt der Fortschritt der arbeitssparenden, reichthummehrenden Maschinen nur der winzigen Handvoll Unternehmer zu gute. Für Arbeiter und Arbeiterinnen bedeutet die Vervollkommnung der Produktionsmittel dagegen größeres Elend und härtere Ausbeutung.